

HEYNE <

Das Buch

Die Toten sind auferstanden und jagen die Lebenden, nichts und niemand ist vor ihnen sicher, auf der ganzen Welt regiert das Chaos. Außer im Südstaatenstädtchen Woodbury. Dort regiert der Governor mit eiserner Hand über die wenigen Menschen, die die Apokalypse überlebt haben. Dafür bietet er ihnen Schutz vor den hungrigen Toten. Doch als sein brutales Regiment mehr und mehr Opfer fordert und eine Gruppe von Überlebenden – unter ihnen der ehemalige Polizist Rick und seine Begleiter Michonne und Glenn – sich gegen den Governor stellen, kommt es zum blutigen Showdown in Woodbury. Denn der Verlierer im Kampf um die letzten Lebenden wechselt ins Lager der Toten ...

Die Autoren

Robert Kirkman ist der Schöpfer der mehrfach preisgekrönten und international erfolgreichen Comicserie *The Walking Dead*. Die gleichnamige TV-Serie wurde von ihm mitentwickelt und feierte weltweit Erfolge bei Kritikern und Genrefans gleichermaßen. Zusammen mit dem Krimiautor Jay Bonansinga hat er nun die Romanreihe aus der Welt von *The Walking Dead* veröffentlicht.

Mehr zu *The Walking Dead* und den Autoren auf:

diezukunft.de ➤

Robert Kirkman
Jay Bonansinga

The Walking Dead 4

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der englischen Originalausgabe
THE WALKING DEAD – THE FALL OF THE GOVERNOR: PART TWO
Deutsche Übersetzung von Wally Anker



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 11/2014
Redaktion: Werner Bauer
Copyright © 2014 by Robert Kirkman, Jay Bonansinga
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld
Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-31614-0

www.diezukunft.de

Für Joey und Bill Bonansinga –
in Liebe

Jay Bonansinga

TEIL 1

Schlachtfeld

Ich bin der Tod, Zerstörer der Welten.

J. Robert Oppenheimer



Eins

Das Feuer fängt im Parterre an zu lodern, schnell züngeln die Flammen an den Tapeten mit Kohlrosenmuster hinauf, erreichen die mit Trockenbauplatten abgehängte Decke und speien giftige schwarze Rauchwolken, die sich in hoher Geschwindigkeit über den Flur bis in das Schlafzimmer des Hauses an der Farrel Street erstrecken. Er kann nichts mehr sehen, kriegt kaum noch Luft. Er rennt durch das Esszimmer, sucht nach der kleinen Treppe, findet sie, stürzt die alten, wackeligen Holzstufen hinab in die moderige Dunkelheit des Kellers. »Philip?! – PHILIP?! – PHILLLLLLIP!?!« Er eilt stolpernd über den dreckigen Estrich voller alter Wasserflecken, die Augen stets auf der Suche nach seinem Bruder. Über ihm lodert und prasselt es, die Feuersbrunst bullert durch die vollgestellten Zimmer des dürftigen Bungalows, verschlingt gierig alles, was ihr im Weg steht. Die Hitze scheint ihn erdrücken zu wollen. Schwach dreht er sich im Kreis, lässt den Blick durch die finsternen Ecken des sich mit Rauch füllenden Kellers schweifen und kämpft sich durch Spinnweben. Die dunklen, ätzenden Schwaden des nach Ammoniak stinkenden Dunstes aus verrottenden Rüben, Rattenkot und uralter Glaswolle machen sich in seinen Lungenflügeln breit. Er hört, wie sich die Balken über ihm biegen und krachend zu Boden fallen, wie das Flammenmeer außer Kontrolle gerät und das gesamte Haus zusammenbricht – was alles keinen Sinn macht, denn das kleine Häuschen seiner Kindheit in Waynesboro, Georgia, hat

bisher allen *Feuersbrünsten* standgehalten, an die er sich erinnern konnte. Aber jetzt ist alles anders, das *Inferno* um ihn wird immer bedrohlicher, und er kann seinen verflixten Bruder nicht finden. Wie zum Teufel ist er eigentlich hierhergekommen? Und wo, verdammt noch mal, steckt Philip? Er braucht Philip. Mist, Philip wüsste schon, was zu tun ist! »PHILLLLLLLLLLIIP!« Der hysterische Schrei entfleucht ihm wie ein atemloses Zwitschern, das sterbende Radiosignal einer endenden Zivilisation. Plötzlich kann er eine Tür erkennen, nein, ein Portal in einer der Kellerwände – eine merkwürdige, ovale Öffnung, wie in einem U-Boot. Das Loch glüht verhalten, strahlt in einem merkwürdigen Grün, und erst jetzt merkt er, dass er es noch nie zuvor gesehen hat. In seinem Keller, in seinem Haus an der *Farrel Street*, hat es damals nie eine solche Öffnung gegeben. Jetzt aber ist es da, als ob es einfach hingezaubert worden wäre. Er stolpert auf das schwach strahlende grüne Loch inmitten der Finsternis zu, kämpft sich hindurch und steht plötzlich in einem muffigen Raum mit Porenbetonwänden. Er ist leer. An den Wänden sind Folterspuren zu erkennen – Schlieren dunklen, trocknenden Blutes und die ausgefransten Enden von Seilen, die noch immer an die Ösen gebunden sind, fest in der Wand verankert –, und der Ort strahlt etwas Böses aus: pures, reines, außergewöhnliches Übel. Er will weg von hier, kann nicht atmen. Die Nackenhaare stellen sich ihm auf. Er bringt keinen Ton außer einem schwachen Wimmern aus den Tiefen seiner verätzten Lungen über die Lippen. Plötzlich dringt ein Geräusch an seine Ohren. Er dreht sich um und sieht ein weiteres grün schimmerndes Portal. Er eilt darauf zu, drängt sich durch die Öffnung und schaut sich um. Plötzlich steht er inmitten eines Kiefernwaldes außerhalb von *Woodbury*. Er erkennt die Lichtung wieder. Die umgestürzten Bäume um ihn herum bilden eine Art natürliches Amphitheater. Der Boden ist mit

Nadeln, Pilzen und Unkraut übersät. Sein Herz schlägt schneller. Dieser Ort ist noch schlimmer – ein Ort des Todes. Eine Gestalt kommt aus dem Wald und stellt sich in das fahle Licht. Sein alter Freund Nick Parsons, schlaksig und ungelenk wie immer, stolpert mit einer 12-Kaliber-Pumpgun auf die Lichtung zu. Seine verschwitzte Miene drückt pures Entsetzen aus. »Herrgott«, murmelt Nick mit merkwürdiger Stimme. »Erlöse uns von all dieser Ungerechtigkeit.« Nick hebt die Pumpgun. Die Mündung scheint riesig – wie ein gigantischer Planet, der die Sonne komplett verdeckt –, und sie ist direkt auf ihn gerichtet. »Ich kehre allen Sünden den Rücken«, dröhnt Nick mit Grabeskälte. »Vergib mir, o Herr ... Vergib mir.« Nick drückt ab. Der Schlagbolzen schnellt nieder. Die Explosion des Mündungsfeuers umgibt den Lauf mit einem brillant gelben Strahlenkranz – die Strahlen einer sterbenden Sonne –, und er spürt, wie er vom Boden abhebt, durch Luft und Raum gewirbelt wird, schwerelos durch die Finsternis fliegt ... auf einen kleinen Punkt grellen weißen Lichts zu. Das ist das Ende, das Ende der Welt – seiner Welt – das Ende von ALLEM. Er schreit auf, aber kein Ton entweicht ihm. Das ist der Tod – die erstickend magnesiumweiße grelle Leere des Nichts – und urplötzlich, als ob man einen Schalter umgelegt hätte, hört Brian Blake auf zu existieren.

Mit der Abruptheit eines Filmschnitts liegt er auf dem Boden seiner Wohnung in Woodbury – regungslos, erstarrt, auf kaltem Hartholz unter lähmenden Qualen leidend. Sein Atmen geht so schwerfällig, ist so eingeschränkt, dass jede einzelne seiner Zellen nach Luft zu schreien scheint. Er sieht nur die verschwommenen, schattigen Umrisse der dreckigen Wasserränder an der Decke – ein Auge ist komplett blind, die Augenhöhle kalt, als ob ein eisiger Wind

hindurchweht. Panzerband klebt über einem Mundwinkel, und sein Atmen durch die mit Blut verschmierten Nasenlöcher ist kaum hörbar. Er versucht sich zu bewegen, schafft es aber nicht einmal, den Kopf zur Seite zu drehen. Die Stimmen im Hintergrund nimmt er durch seine um Gnade flehenden Ohren kaum wahr.

»Und was ist mit dem Mädchen?«, ertönt eine Stimme aus einer Ecke des Zimmers.

»Scheiß drauf, die ist mittlerweile über alle Berge, außerhalb der Sicherheitszone – die hat sowieso keine Chance.«

»Und was machen wir mit ihm? Ist er schon tot?«

Plötzlich ein neues Geräusch – ein wässriges, verzerrtes Knurren –, das seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er versucht hinzusehen. Durch die blutige Netzhaut seines noch funktionierenden Auges kann er gerade so eine kleine Gestalt ausmachen, die im Türrahmen steht. Ihr Gesicht ist von Verwesung gezeichnet, die komplett weißen, pupillenleeren Augen gleichen Spatzeneiern. Sie wirft sich nach vorn, sodass die Ketten, mit denen sie festgebunden ist, zu rasseln beginnen.

»BUH!«, schreit eine männliche Stimme, als das winzige Monster sich auf ihn zu werfen droht.

Philip versucht verzweifelt etwas zu sagen, aber die Worte bleiben ihm im Hals stecken, brennen und quälen ihn. Sein Schädel wiegt tausend Tonnen, aber er probiert es erneut. Seine geplatzen, geschundenen, blutenden Lippen beginnen sich zu bewegen, aber es kommen nur Fetzen von Worten aus ihnen hervor, die sich weigern, zu einem Ganzen zu verschmelzen. Dann hört er den tiefen Bariton von Bruce Cooper.

»Okay – drauf geschissen!« Der verräterische Ton der

Entsicherung eines Schlagbolzens unterbricht die Stille.
»Die Kleine kriegt gleich eine Kugel ...«

»N-nnggh!« Philip reißt sich zusammen, gibt sein Bestes und stammelt: »N-nein – n-nicht!« Erneut ringt er nach Luft und zuckt vor Schmerzen zusammen. Er muss seine Tochter Penny beschützen – ganz gleich, ob sie bereits tot ist, und das schon seit über einem Jahr. Sie ist alles, was ihm in dieser Welt noch geblieben ist, das Einzige, was ihn noch am Leben hält. »Wehe, ihr tut ihr etwas an ... LASST DAS BLOSS BLEIBEN!«

Die beiden Männer drehen sich zu dem auf dem Boden liegenden Philip um, und für den Bruchteil einer Sekunde erhascht er einen Blick in ihre Gesichter, wie sie schockiert auf ihn herunterschauen. Bruce, der Größere der beiden, ist ein Afroamerikaner mit einem Kahlkopf, das Gesicht jetzt vor Grauen und Ekel verzerrt. Der andere Kerl heißt Gabe. Er ist weiß und wie ein Schrank gebaut, hat einen Bürstenhaarschnitt und trägt einen schwarzen Rollkragenspullover. Auch an seinem Blick erkennt Philip, dass sie ihn für tot halten.

Wie er so auf der mit Blut besudelten Spanholzplatte liegt, hat er keine Vorstellung davon, welch erschreckenden Eindruck er macht – insbesondere sein Gesicht, das sich anfühlt, als ob man es mit einem Eispickel durchlöchert hat. Für einen kurzen Augenblick lösen die Mienen dieser beiden Männer, wie sie auf ihn herabstarren, ein Alarm-signal aus in Philips Kopf. Die Frau, die ihn »aufgemischt« hat – *Michonne*, so heißt sie, wenn er sich recht erinnert –, hat ganze Arbeit geleistet. Für all seine Sünden hat sie ihn so nahe an den Tod gebracht, wie es nur möglich ist, ohne die letzte Schwelle zu überschreiten.

In Sizilien heißt es, dass Rache am besten kalt serviert werden muss, diese Frau aber hat noch eine dampfende Portion Höllenqualen dazugereicht. Die Tatsache, dass sein rechter Arm kurz über dem Ellenbogen amputiert worden ist, macht Philip gerade am wenigsten aus. Sein linkes Auge hängt noch immer an blutigen Fäden und Nerven baumelnd über seiner Wange. Was aber noch viel schlimmer für Philip ist – viel, viel schlimmer –, sind die unglaublichen Höllenschmerzen, die sich eiskalt durch seine Eingeweide ziehen. Sie stammen von der Stelle, an der die Frau seinen Penis mit einer geschmeidigen Bewegung ihres Schwertes abgetrennt hat. Die Erinnerung an diesen Hieb – der Stich einer metallenen Wespe – reißt ihn auf einmal zurück in einen Zustand dämmeriger halber Bewusstseinslosigkeit. Er nimmt die Stimmen kaum noch wahr.

»FUCK!« Bruce starrt entsetzt auf den für die Umstände einmal so fitten, hageren Mann mit Schnauzbart. »Er lebt!«

Gabe glotzt jetzt ebenfalls. »Scheiße, Bruce – der Doktor und Alice sind verschwunden! Was zum Teufel sollen wir denn jetzt machen?«

Kurz zuvor ist ein weiterer Mann zu ihnen gestoßen. Die Pumpgun schlägt gegen seine Beine, und er atmet schwer. Philip kann nicht sehen, wer es ist.

Bruces Stimme: »Jungs, sperrt das kleine Ungeheuer in das andere Zimmer. Ich geh mal schnell runter und hole Bob.«

Dann Gabe: »Bob?! Der verdammte Spritti, der hier immer vor der Tür liegt?«

Die Stimmen schwinden dahin, und ein kalter, dunkler Schleier legt sich über Philip.

- »... zum Teufel, kann er schon ...?«
- »... wahrscheinlich nicht viel ...«
- »... warum also ...?«
- »... weiß mehr als wir zusammen ...«

Im Gegensatz zur allgemeinen Auffassung oder dem, was in Filmen oft fälschlicherweise verbreitet wird, ist der normale Stabssanitäter nicht einmal *annähernd* so geschult wie ein erfahrener, vernünftig qualifizierter Unfallchirurg oder gar ein normaler Arzt. Die meisten Sanitäter beim Militär absolvieren eine dreimonatige Ausbildung in einem Boot-Camp, und selbst die begabtesten unter ihnen erreichen kaum den Standard eines normalen Rettungs- oder Notfallsanitäters. Sie lernen die einfachsten Erste-Hilfe-Methoden, ein paar Wiederbelebensmaßnahmen, Ansätze von Traumabehandlung, und das war es auch schon. So ausgerüstet, werden sie aufs Schlachtfeld geschickt und sollen verletzte Soldaten am Leben halten – soweit es geht –, bis die Opfer in ein mobiles chirurgisches Feldhospital transportiert werden können. Sie sind nichts weiter als menschliche Rettungsgeräte, abgehärtet durch die Front und die nicht enden wollende Flut des Leidens. Man erwartet von ihnen, die Verletzten mit Pflastern oder dem Richten von Knochen am Leben zu erhalten, nicht mehr und nicht weniger.

Stabssanitäter Bob Stookey hat einen einzigen Einsatz der achtundsechzigsten Alpha-Truppe vor dreizehn Jahren in Afghanistan erlebt. Damals hatte er gerade seinen sechsunddreißigsten Geburtstag hinter sich, kurz nach der Invasion. Er war einer der älteren Freiwilligen – der Grund dafür war eine Scheidung, bei der es böse zu enden

drohte –, und er wurde zu einer Art Onkel für die Jüngeren in seinem Team. Bobs Karriere begann als Krankenwagenfahrer frisch aus Camp Dwyer, ehe er sich innerhalb weniger Monate zum Stabssanitäter hocharbeitete. Bob konnte die Mannschaft mit seinen fürchterlichen Witzen und Schlücken aus seinem stets präsenten, aber öffentlich nicht geduldeten Flachmann voll Jim Beam stets bei Laune halten. Zudem war er gutmütig, was ihm die Landser hoch anrechneten, und er besaß ein weiches Herz, was ihn jedes Mal, wenn er einen Soldaten in seinen Händen verlor, selbst ein wenig sterben ließ. Als er schließlich eine Woche nach seinem siebenunddreißigsten Geburtstag wieder abberufen wurde, war er hundertelfmal gestorben und verarztete sein Trauma mit einer Flasche Whiskey pro Tag.

Seine Sturm-und-Drang-Phase hatte längst dem Schrecken und Entsetzen der Plage Platz gemacht, aber genauso schlimm war der Verlust seiner geheimen Liebe – Megan Lafferty –, und der Schmerz hat ihn mit der Zeit so von innen aufgefressen, dass er jetzt – heute Nacht, *in diesem Augenblick* – völlig blind und taub gegenüber der Tatsache dasteht, dass er gleich wieder auf das Schlachtfeld gezerrt wird ...

»BOB!«

Er liegt zusammengesackt und halb bewusstlos vor dem Haus des Governors. Auf seinem olivfarbenen Parka klebt getrockneter Speichel und Zigarettenasche. Bei dem Geräusch von Bruce Coopers dröhnender Stimme zuckt er zusammen. Die Finsternis der Nacht weicht langsam dem Morgengrauen, und Bob ist bereits von den eisigen Winden und einem unruhigen, von Fieberträumen geplagten Schlaf aufgewacht.

»Aufstehen!«, befiehlt der Schrank, als er aus dem Gebäude gestürmt kommt und auf Bobs Nest aus durchnässten Zeitungen, zerfetzten Decken und leeren Flaschen zueilt. »Wir brauchen dich – oben! JETZT!«

»W-was?« Bob reibt sich den grauen Bart und stößt sauer auf. »Warum?«

»Es geht um den Governor!« Bruce streckt ihm eine Hand entgegen und umfasst Bobs schlaffen Arm. »Du warst doch mal Sani bei der Armee, richtig?«

»Marines ... Hospital Corps«, stammelt er und kommt sich vor, als ob er von einem Kran auf die Beine gerissen wird. Alles dreht sich. »Für ungefähr eine Viertelstunde ... vor einer knappen Million Jahre. Ich kann nichts, weiß nichts mehr.«

Bruce stellt ihn wie ein Mannequin auf und schnappt sich Bob bei den Schultern. »Na und? Du wirst dein Bestes geben!« Er schüttelt ihn. »Der Governor hat sich immer um *dich* gekümmert – hat dich stets gefüttert, darauf geachtet, dass du dich nicht totsäufst – und jetzt wirst du dich bei ihm revanchieren.«

Bob schluckt die Gallenflüssigkeit und seine Übelkeit hinunter, wischt sich das Gesicht ab und nickt unsicher. »Okay, dann mal los.«

Auf dem Weg durch den Eingangsbereich, die Treppe hoch und den Flur entlang glaubt Bob, dass es schon nichts Größeres sein wird. Vielleicht hat der Governor eine Erkältung oder sich einen Zeh angeschlagen oder so was Ähnliches, und jetzt wird es wie immer an die große Glocke gehängt. Als sie zur letzten Tür auf der linken Seite zueilen, reißt Bruce so hart an Bobs Arm, dass er ihn beinahe auskugelt.

Plötzlich steigt ein moderiger Kupfergeruch aus der angelehnten Tür in Bobs Nase, und die Alarmglocken fangen in Bob Stookeys Kopf an zu läuten. Kurz bevor Bruce ihn in die Wohnung zerrt – in dem grässlichen Moment, ehe Bob durch die Tür tritt und sieht, was drinnen auf ihn wartet –, glaubt Bob, dass er wieder im Krieg ist.

Die plötzliche und unwillkommene Erinnerung, die jetzt durch seinen Schädel schießt, lässt ihn zusammenzucken – der Geruch von Proteinen, der stets über dem notdürftig dahingestellten Feldlazarett in Parwan hing; der Haufen eitriger Verbände, der bald im Ofen landen sollte; der Abfluss, in dem sich Körperflüssigkeiten und Knorpel sammelten; die mit Blut besudelten Krankenbahnen, die in der Glut der afghanischen Sonne standen – all das schießt Bob in dem Bruchteil von Sekunden durch den Kopf, ehe er etwas auf dem Boden der Wohnung liegen sieht. Der Gestank lässt ihm die Haare zu Berge stehen, und er muss sich am Türrahmen festhalten, ehe Bruce ihn schroff in die Wohnung schleppt. Endlich sieht er, was da auf dem Holzbrett vor ihm liegt – es ist der Governor. Oder zumindest das, was von ihm übrig geblieben ist.

»Ich habe das Mädchen eingesperrt und den Arm abgebunden«, sagt Gabe, aber Bob hört ihn kaum, schenkt auch dem anderen Mann keinerlei Aufmerksamkeit – einem Gorilla namens Jameson, der an der gegenüberliegenden Wand hockt, die Hände merkwürdig gefaltet und die Augen vor Panik brennend. Bob ist so schwindlig, dass es ihm vorkommt, als ob man ihm den Boden unter den Füßen wegreißen würde. Fassungslos starrt er auf den Governor. Gabes Stimme hört sich komisch an, als ob er unter Wasser spricht. »Der ist bewusstlos – atmet aber noch.«

»Heilige Schei... !« Bob kriegt die Worte kaum über die Lippen. Er fällt auf die Knie, starrt und starrt auf die verzerrten, verbrannten, blutbesudelten, gezeißelten Überreste des Mannes, der einmal wie ein Ritter der Tafelrunde durch die Straßen seines Königreichs von Woodbury geschritten ist. Jetzt aber verwandelt sich der verstümmelte Körper Philip Blakes in Bob Stookeys Kopf in einen jungen Mann aus Alabama – Master Sergeant Bobby McCullam, der junge Kerl, der Bob in seinen Albträumen heimsucht – derjenige, der seinen halben Körper bei einem Bombenanschlag kurz vor Kandahar verloren hat. Auf dem Gesicht des Governors, wie in einem grotesken Film, überlagert sich jetzt die Miene des Marine, diese Todesfratze unter einem Helm – halb gekochte Augen und eine blutige Grimasse umrahmt von dem Lederriemen unter dem Kinn – der fürchterliche Blick fixiert auf Bob, den Krankenwagenfahrer. *Töte mich*, hatte der Kleine Bob ins Ohr geflüstert, und Bob war wie gelähmt, konnte keinen Ton mehr sagen. Der junge Marine starrte Bob bis zu seinem letzten Atemzug an. All das fährt Bob wie ein Schlag durch den Kopf, zieht ihm jäh die Kehle zusammen, und ihm steigt Gallenflüssigkeit in den Rachen, brennt in Mund und Nasenhöhlen wie Anthrax.

Bob dreht sich um und kotzt in hohem Bogen auf den verdreckten Teppich.

Sein gesamter Mageninhalt – eine vierundzwanzigstündige Diät, bestehend aus billigstem Whiskey und dem einen oder anderen Happen Brennpaste – ergießt sich über den befleckten Vorleger. Kniend stützt er sich jetzt mit den Händen auf den Boden und würgt und würgt. Sein Körper schüttelt und verkrampft sich bei jedem Schub. Zwischen

feucht klingenden Luftzügen versucht er etwas zu sagen: »I-ich er ... – ertrage den Anblick ja nicht einmal.« Dann saugt er wieder Luft in seine Lungen und erbebt erneut. »Ich kann nicht – kann nichts mehr für ihn tun!«

Bob spürt, wie eine Hand sich wie ein Schraubstock um seinen Hals legt. Er wird so abrupt auf die Beine gezerzt, dass es ihm beinahe die Schuhe auszieht.

»Der Doc und Alice sind weg!«, bellt Bruce ihn an. Sein Gesicht ist dem von Bob so nahe, dass er ihn anspuckt. Bruce greift noch härter zu. »Wenn du jetzt aufgibst, wird er verflickt noch mal STERBEN!« Bruce schüttelt ihn. »WILLST DU ETWA, DASS ER STIRBT?«

Bob hängt einfach nur noch schlaff da und stöhnt mühsam: »I-i-ich ... nein.«

»DANN REISS DICH ZUSAMMEN UND TU ETWAS!!«

Bob nickt benebelt, dreht sich erneut zu dem geschundenen Körper um und spürt, wie sich die Finger um sein Genick lockern. Er hockt sich hin und starrt auf den Governor.

Blut rinnt den nackten Oberkörper hinab, formt klebrige, bereits vertrocknende Flecken in dem schummrigen Licht des Wohnzimmers. Dann untersucht Bob den verbrannten Stumpfen des rechten Oberarms, richtet den Blick auf die mit Blut angefüllte Augenhöhle, den Augapfel, der noch am Sehnerv an der Wange des Governors hin und her baumelt. Er ist so glasig und gallertartig wie ein gekochtes Frühstücksei. Dann wandern seine Augen zu der Lache beinahe pechschwarzen Blutes, die sich vor der Lende des Verwundeten ausbreitet. Endlich bemerkt er das flache, schwere Atmen – die Brust des Mannes hebt und senkt sich minimal.

Dann legt sich bei Bob auf einmal ein Schalter um – er wird im Handumdrehen nüchtern. Es ist, als ob man ihm Riechsalz unter die Nase gehalten hätte. Vielleicht ist es der alte Soldat, der in ihm die Oberhand gewinnt. Schließlich kann man auf dem Schlachtfeld nicht zögern – da gibt es keinen Platz für Ekel oder Lähmungserscheinungen, da muss man immer auf Trab bleiben, schnell sein, wenn auch nicht perfekt. Hauptsache, es geht weiter. Triage geht über alles. Also: Zuerst die Blutungen stoppen, Atemwege freihalten, Puls nicht verlieren und dann herauskriegen, wie man den Patienten am besten transportieren kann. Plötzlich aber wird Bob von einer Welle der Emotionen gelähmt.

Er hatte nie Kinder gehabt, aber diese plötzliche Flut der Empathie, die er für diesen Mann empfindet, ähnelt dem Adrenalinschub, den ein Elternteil bei einem Verkehrsunfall erlebt, und sie oder ihn dazu befähigt, scheinbar Tausende von Kilo von Stahl zu heben, um das Kind zu retten. Dieser Mann hatte sich um Bob gekümmert. Der Governor war ihm stets mit Freundlichkeit, ja, sogar Zärtlichkeit entgegengetreten – hatte nie vergessen, nach Bob zu schauen, hatte sich immer vergewissert, dass er genug zu trinken, ausreichend Decken und einen Ort zum Schlafen hatte ... Diese plötzliche Eingebung trifft ihn wie eine Offenbarung, wappnet ihn, verschafft ihm einen klaren Blick und hilft ihm dabei, sich auf die nötigen Schritte zu konzentrieren. Sein Herz hört auf, wie wild zu pochen, und er langt zu dem Governor hinunter, legt den Finger auf seine blutüberströmte Halsschlagader. Der Puls ist schwach, sehr schwach.

Bobs Stimme ist tief und ruhig, und Autorität klingt bei jedem Wort mit: »Ich brauche frische Bandagen, Klebe-

band – und ein wenig Peroxid.« Niemand sieht, wie sich Bobs Miene verändert. Er wischt sich die fettigen Strähnen aus dem Gesicht zurück über seinen beinahe kahlen Kopf. Er kneift die Augen zusammen, die tief in ihren Höhlen liegen und von Falten umgeben sind. Er runzelt die Stirn wie ein alter Pokerspieler, der gleich sein Blatt aufdeckt. »Und dann müssen wir ihn zur Krankenstation bringen.« Endlich blickt er zu den Männern in der Wohnung auf und sagt mit bleischwerer Stimme: »Ich werde tun, was ich kann.«

Zwei

Die Gerüchte an jenem Tag schwirren ähnlich wie die Kugel beim Flippern willkürlich in allerlei Richtungen. Während Bruce und Gabe den Zustand des Governors unbedingt geheim halten wollen, schürt die offenkundige Abwesenheit des Anführers von Woodbury die Fantasien seiner Einwohner, und sie flüstern und spekulieren, was das Zeug hält. Anfangs wird kolportiert, dass der Governor, Dr. Stevens, Martinez und Alice die Stadt noch vor Morgengrauen in geheimer Mission verlassen haben – wie genau diese Mission aussah oder welchem Zweck sie diente, blieb offen. Die Männer auf dem Verteidigungswall hatten ihre eigene Version der Geschehnisse – und doch glich keine der anderen. Einer von ihnen schwört, er hätte Martinez noch vor Morgengrauen zusammen mit einer Gruppe unidentifizierter Helfer in einem Truck gesehen. Sie haben angeblich die Stadt verlassen, um nach Proviant zu suchen. Die Geschichte hat am späten Morgen allerdings jegliche Glaubwürdigkeit verloren, weil kein einziger Truck fehlt. Eine andere Wache – ein junger Möchtegern-Gangster namens Curtis – behauptet, dass Martinez die Stadt alleine zu Fuß verlassen hat. Aber auch diese Version verliert seine Anhänger, als die Einwohner merken, dass der Doktor und Alice ebenfalls verschwunden sind. Außerdem ist der Governor nirgends zu sehen – genau wie der

verwundete Fremde, der auf der Krankenstation war. Der stoische Mann, der mit seinem Maschinengewehr vor dem Gebäude des Governors Wache steht, ist so redselig wie ein Sack Reis und lässt niemanden hoch zur Wohnung. Das Gleiche gilt für die Männer an den Eingängen zu den Treppen zur Krankenstation, was natürlich die Gerüchteküche erst recht zum Brodeln bringt.

Am späten Nachmittag hat Austin endlich die Geschehnisse rekonstruiert. Es fing damit an, dass er etwas über einen Ausbruch gehört hat – höchstwahrscheinlich die Fremden, die der Governor vor eineinhalb Wochen willkommen hieß –, und das Ganze nimmt konkretere Formen an, als er auf Marianne Dolan trifft, die Matrone, deren Junge schon seit vierundzwanzig Stunden hohes Fieber hat. Sie erzählt ihm, wie sie früh an jenem Morgen, noch vor Morgengrauen, auf Dr. Stevens getroffen ist. Er hatte seine Tasche dabei und schien es eilig zu haben. Sie kann sich nicht ganz sicher sein, glaubt aber, dass er nicht allein, sondern zusammen mit einer Gruppe unterwegs war, die im Schatten einer Markise auf ihn wartete, genauer gesagt ganz in der Nähe der Ecke, an der sie ihn angesprochen hatte. Sie wollte, dass er ihren Jungen untersucht. Natürlich habe er zugestimmt, schien aber nervös, als ob irgendetwas Wichtiges, Unaufschiebbares auf ihn wartete. Austin musste nur noch ein wenig stochern, und Marianne erinnerte sich plötzlich daran, Martinez und Alice wenige Minuten später gesehen zu haben, wie sie zusammen mit dem Doktor die Straße entlangliefen, und dann meinte sie, dass sie aber nicht wisse, wer die anderen waren – die Fremden, die zu ihnen zu gehören schienen: zwei Männer, einer groß, der andere jung, und eine schwarze Frau.

Austin bedankt sich und geht schnurstracks zu Lilly, um ihr alles zu erzählen. Durch das Ausschlussverfahren gelingt es ihnen dann, das Geschehene nachzuvollziehen: Die gesamte Gruppe hat unbemerkt über die im Osten gelegenen Gassen die Stadt verlassen – die Geschichte von dem jungen Gangster erhärtet ihre Vermutungen –, und sie beschließen, sich den Tatort mit eigenen Augen anzusehen. Austin nimmt sein Fernglas und – warum, weiß er auch nicht so genau – seine Pistole mit. Die Spannung in der kleinen Stadt erreicht ihren Höhepunkt. Als sie endlich vor dem behelfsmäßigen Verteidigungswall im Osten von Woodbury stehen, sind sie komplett allein. Sämtliche Wachen scheinen sich am anderen Ende der Stadt oder am Haupttor versammelt zu haben, um weiter in der Gerüchteküche zu rühren, zu rauchen und sich mit billigem Whiskey den Gaumen zu befeuchten.

»Ich kann es immer noch nicht fassen, dass sie einfach mit den Fremden fort sind«, klagt Lilly und wickelt einen von Motten zerfressenen Schal enger um sich, der sie vor der Kälte schützen soll. Sie stehen auf einem Sattelschlepper, der am Ende der Gasse geparkt ist und sie von der Außenwelt abschneidet. An ihm lehnt ein hastig aufgerichteter Wall aus Stahlplatten, hinter dem die Gefahrenzone anfängt: dunkle Straßen, wackelige Feuerleitern, im Schatten gelegene Vorhöfe, alleinstehende Gebäude, die sie den Zombies überlassen haben. Es sind die verlassenen Außenbezirke von Woodbury. »Einfach so abhauen, ohne ein Wort zu sagen?«, fragt Lilly mehr sich selbst als Austin und schüttelt den Kopf, ehe sie auf die dunklen schwarzen Schatten blickt, die der Kiefernwald wirft. Der Wind lässt die Bäume bedrohlich hin und her schwanken. »Das macht doch alles keinen Sinn.«

Austin steht neben ihr, wie gewohnt in seiner Jeansjacke. In der Abenddämmerung ist die Luft kälter geworden, und hinter ihnen wirbelt immer wieder Müll in der Gasse, was die Trostlosigkeit ihrer Situation nur noch unterstreicht. »Hm, wenn ich es mir recht überlege, dann macht das Ganze schon Sinn, ist zwar alles völlig verkorkst, aber macht trotzdem Sinn«, meint Austin.

Lilly schüttelt sich vor Kälte und blickt ihn dann an. »Wie bitte?«

»Nun, erstens sind der Doktor und der Governor sich von Anfang an nicht grün gewesen, so viel ist klar.«

Lilly wendet sich erneut den Außenbezirken zu, die immer tiefer in düstere Schatten getaucht werden. »Der Doktor ist ein guter Mann, aber er hat die Situation, in der wir uns befinden, nie völlig verstanden.«

»Ehrlich?« Austin rümpft die Nase. »Da wäre ich mir nicht so sicher.« Er überlegt einen Augenblick. »Habt ihr letztes Jahr nicht einen Coup versucht? Einen Putsch, oder wie auch immer das heißt?«

Lilly schaut ihn an. »Das war ein Fehler.« Sie wendet sich dem Wald zu. »Wir haben die ... die praktischen Gründe nicht kapiert, warum er so handelt, wie er es tut.«

»Der Governor?« Austin wirft ihr einen fragenden Blick zu, und der Wind bläst ihm die Haare ins Gesicht. »Ist das dein Ernst? Du rechtfertigst die Scheiße, die er hier baut, mit *praktischen Gründen*?«

Lilly erwidert seinen Blick. »Das ist jetzt unser Nest, Austin. Hier ist es sicher. Das hier ist ein Ort, an dem wir unser Kind großziehen können.«

Austin antwortet nicht. Keiner der beiden bemerkt die

dunkle Gestalt, die in hundertfünfzig Meter Entfernung aus dem Wald kommt.

»Die Menschen haben genug zu essen«, fährt Lilly fort. »Sie haben Vorräte und eine Zukunft hier in Woodbury. Und all das nur, weil wir den Governor haben.«

Lilly schüttelt sich erneut vor Kälte, und Austin zieht seine Jeansjacke aus, um sie Lilly um die Schultern zu legen. Sie schaut zu ihm auf.

Zuerst weiß sie nicht, wie sie reagieren soll. Zickig werden? Ihm alles heimzahlen? Aber dann sucht sich ein Lächeln seinen Weg in ihr Gesicht. Sie findet seine ständige Bemutterung irgendwie herzerwärmend. Seitdem sie ihm gesagt hat, dass sie sein Kind in sich trägt, ist Austin Ballard wie ausgewechselt. Er hat plötzlich aufgehört, von Gras zu reden und wie er sich es besorgen kann, ist kein Faulpelz und Drückeberger mehr und – und das ist vielleicht das Wichtigste überhaupt – rennt nicht mehr jeder Frau hinterher, die ihm über den Weg läuft. Er betet Lilly Caul geradezu an, ist von der Vorstellung, Vater zu werden, völlig begeistert, will eine neue Generation heranziehen, dem drohenden Ende der Welt etwas entgegensetzen. Zumindest in Lillys Augen ist er von einem Moment zum anderen erwachsen geworden.

Während sie sich all das durch den Kopf gehen lässt, kommt die stolpernde dunkle Gestalt immer näher. Jetzt sind es nur noch hundert Meter – sie ist deutlich erkennbar: Es ist ein erwachsener Mann in einem blutbeschmierten weißen Kittel, und sein toter Schädel blickt nach oben und dreht sich wie eine Satellitenschüssel. Im Zickzack nähert er sich dem Verteidigungswall, stolpert über den Schotterweg. Es ist, als ob er unweigerlich von etwas angezogen

wird, wie ein Reh von Autoscheinwerfern, oder ein Raubtierinstinkt ihn antreibt. Weder Lilly noch Austin haben ihn bisher bemerkt, ihre Gedanken drehen sich vielmehr um das rätselhafte Verschwinden ihrer Freunde.

»Alice kann ich verstehen«, gibt Austin schließlich zum Besten. »Sie würde Stevens in die Hölle folgen, wenn er es wollte. Aber das mit Martinez leuchtet mir nicht ein. Der war doch immer so ... Ich weiß nicht ... *draufgängerisch* oder so ähnlich.«

Lilly zuckt mit den Achseln. »Martinez ist eine harte Nuss. Den zu verstehen ist nicht so einfach. Ich dachte immer, dass ihn das Ganze völlig kaltlässt.« Lilly überlegt eine Weile. »Ich weiß nicht, ob ich ihm je richtig vertraut habe. Aber das ändert jetzt auch nichts mehr, es ist eh zu spät.«

»Klar, aber ...« Austins Stimme verhallt. »Warte einen Augenblick.« Jetzt erst bemerkt er die sich nähernde Gestalt und mustert den Zombie, der nur noch fünfzig Meter entfernt ist.

»Was ist denn?« Erst jetzt bemerkt Lilly den Untoten, verliert aber keinen weiteren Gedanken an ihn. Es ist nichts Ungewöhnliches, dass ein herumstreunender Zombie auftaucht und durch die Gegend wackelt. Außerdem hat Austin seine Glock dabei. »Nun sag schon.«

»Ist das ...?« Austin fängt an zu stammeln. »... Gütiger Himmel, ich glaube ...«

»Was?«, fragt Lilly. Dann sieht sie genauer hin, wird plötzlich stocksteif und stöhnt hörbar auf, ist schockiert. »Um Gottes willen!«

Unbeholfen und schwerfällig taumelt der erst kürzlich ins Jenseits oder sonst wohin Beförderte auf die Barrikade vor

der Gasse zu. Es ist, als ob er wie ein Hund vom Laut einer Hundepfeife angelockt wird. Lilly und Austin klettern hastig die Leiter an dem Sattelschlepper hinunter, eilen um den Hänger herum zu einer schmalen Öffnung zwischen dem Schlepper und dem nächsten Gebäude, die mit rostigem Maschendrahtzaun und Stacheldraht gesichert ist. Lilly lugt durch den Zaun auf die immer näher kommende Gestalt.

Jetzt, aus nur wenigen Metern Entfernung, kann Lilly den Zombie genau mustern, sieht seinen dünnen, aber hochgewachsenen Körper, die römisch anmutende Nase, das schütter werdende blonde Haar. Er trägt zwar keine Brille mehr, aber der Kittel ist unverkennbar. Zerrissen und zerfleddert, voller Blut, das so schwarz wie Erdöl ist, hängt er ihm in Fetzen vom Körper.

»O mein Gott. Nein ... Nein, nein, nein«, stammelt Lilly absolut verzweifelt.

Plötzlich erblickt die Kreatur Lilly und Austin und will sich auf sie stürzen, streckt die Arme instinktiv nach ihnen aus, formt die Finger zu Krallen und öffnet die schwarzen Lippen, um schleimige schwarze Zähne zu entblößen – gleichzeitig stößt sie ein grässliches, vibrierendes Knurren aus.

Lilly schreckt zurück, als das Ding, das einmal Dr. Stevens gewesen ist, gegen den Zaun prallt.

»Verdammte ... verdammte Kacke«, brummt Austin und holt seine Glock hervor.

Der Maschendrahtzaun rattert und wackelt, als der ehemalige Doktor daran reißt und versucht durchzukommen, aber die Barriere hält stand. Sein ehemals intelligentes Gesicht ist übersät mit bleifarbenen Venen, die durch

das marmorweiße Fleisch schneiden. Sein Nacken und die Schultern sind aufgerissen, gleichen eher einer blutigen, knorpeligen Masse, die man durch einen Häcksler gejagt hat. Die Augen, bis vor Kurzem noch vor Ironie und Sarkasmus funkelnd, sind milchig weiß, reflektieren das Licht der Dämmerung wie Drusen. Sein Kiefer schnappt auf und zu, als er versucht den Zaun durchzubeißen, um an Lilly heranzukommen.

Austin hebt die Glock. »Nein! Warte!« Sie winkt ihn zurück und starrt auf das Monster vor ihr. »O Gott ... Nein. Warte noch. Warte. Ich will ... Wir können doch nicht einfach ... *Verdammt!*«

Austin senkt die Stimme, wird ganz heiser, vereist förmlich vor Ekel: »Sie müssen ...«

»Er muss umgekehrt sein«, unterbricht Lilly ihn. »Vielleicht hat er es sich anders überlegt und wollte wieder zurückkommen.«

»Oder sie haben ihn umgebracht«, wirft Austin ein.

Die Kreatur im Arztkittel lässt Lilly keinen Augenblick aus den milchigen Augen, knirscht mit den Zähnen und schürzt die Lippen, als ob sie Luft fressen oder vielleicht etwas sagen will. Dann neigt sie den Kopf zur Seite, als ob sie etwas hinter dem Zaun erkannt hätte, etwas Wichtiges. Steckt womöglich doch ein Fetzen Erinnerung in der Gestalt? Lilly erwidert den Blick für einen kurzen Augenblick.

Diese ungewöhnliche Szene – die Tatsache, dass Zombie und Mensch nur Zentimeter voneinander entfernt sich anstarren – dauert nur Sekunden, aber lange genug, dass Lilly mit einem Mal das fürchterliche Gewicht der Plage verspürt. Die ungeheure Tragweite, die entsetzliche Leere,

mit der sie sich alle konfrontiert sehen, all das liegt ihr schwer auf den Schultern. Hier steht jemand vor ihr, der einst Menschen geheilt hat, immer für einen Ratschlag gut war, Witze gerissen und geistreiche Bemerkungen losgelassen hat – ein integrierter Mann mit Humor voller Wagemut und Empathie für die Schwächeren. Er war die Krönung der Menschheit – ein Mann, der allen nur Gutes wollte. Jetzt aber ist nichts Menschliches übrig geblieben. Er ist auf ein sabberndes, wildes Ungeheuer reduziert. Tränen steigen Lilly in die Augen, ohne dass sie es bemerkt – es ist das einzige Anzeichen dessen, was das fahle Gesicht vor ihr in ihr auslöst.

Endlich erhebt Austin die Stimme und reißt Lilly aus ihren Tagträumen. »Wir müssen es tun«, sagt er, während er den Schalldämpfer auf den Lauf seiner Pistole schraubt. »Das sind wir Stevens schuldig, findest du nicht?«

Lilly senkt den Kopf. Sie kann sich die Kreatur nicht weiter anschauen. »Du hast recht.«

»Lilly, mach Platz.«

»Warte.«

Austin wirft ihr einen fragenden Blick zu. »Was denn jetzt?«

»Einen Augenblick noch, okay?«

»Klar ...«

Lilly starrt zu Boden, holt tief Luft und ballt die Hände zu Fäusten, während Austin geduldig wartet. Der Untote auf der anderen Seite des Zauns geifert und fletscht die Zähne. Plötzlich dreht Lilly sich zu Austin herum und reißt ihm die Glock aus den Händen.

Dann hebt sie die Waffe, steckt sie durch ein Loch in dem Maschendrahtzaun und schießt der Gestalt aus

unmittelbarer Nähe mitten in den Kopf – das Geräusch des zurückschnellenden Schlittens erhebt sich gen Himmel –, und die Kugel fährt durch die obere Hälfte von Dr. Stevens' Schädel und lässt die hintere Hälfte in einer dunklen Wolke explodieren.

Das Monster kracht ohne viel Federlesen in einem Wirbel aus Blut zu Boden. Lilly senkt die Waffe und starrt auf die ehemals menschlichen Überreste vor ihr. Eine Lache schwarzer Rückenmarkflüssigkeit bildet sich unter dem Monster.

Dann Stille. Lilly hört lediglich das Pochen ihres eigenen Herzens. Austin steht noch immer neben ihr und wartet.

Endlich dreht sie sich zu ihm und fragt: »Könntest du eine Schaufel besorgen?«

Sie begraben die weltlichen Überreste des Doktors in der Sicherheitszone, wählen dafür ein unbebautes Grundstück gleich neben dem Verteidigungswall. Der Erdboden ist hart, und als sie endlich das Loch ausgehoben haben, hat die Dunkelheit bereits eingesetzt. Die ersten Sterne erscheinen am Himmel, gefolgt von Abertausenden leuchtenden Gestirnen. Der Mond scheint auf sie herab. Die Kälte zieht weiter an, und es wird klamm. Der Schweiß, der kalt Austins Nacken herunterläuft, lässt ihn bis auf die Knochen erzittern. Endlich klettert er aus dem Grab, um mit Lillys Hilfe den toten Ex-Doktor hineinzulegen.

Dann stellt er sich ein wenig abseits, sodass Lilly eine Weile allein des Toten gedenken kann, ehe er anfängt, ihn mit Erde zu bedecken.

»Dr. Stevens«, beginnt sie mit so leiser Stimme, dass Austin sich weit vorbeugen muss, um sie zu verstehen.

»Du warst ein ... wahrer Mann und in gewisser Weise die Stimme der Vernunft, die für jeden von uns gesprochen hat. Wir waren nicht immer einer Meinung, aber ich habe dich stets respektiert. Diese Stadt wird nur schwer ohne dich auskommen – nicht nur aufgrund deiner Dienste an den Menschen, sondern weil es ohne dich einfach anders sein wird.«

Es folgt eine Pause, und Austin blickt auf. Er fragt sich, ob sie fertig ist.

»Es wäre mir eine Ehre gewesen, wenn du mein Kind zur Welt gebracht hättest«, sagt sie schließlich, und ihre Stimme überschlägt sich. Sie schnieft. »Aber wie es jetzt steht ... Uns stehen viele Herausforderungen bevor. Ich hoffe, es geht dir jetzt besser, dass du an einem besseren Ort bist. Ich hoffe, dass uns allen diese Gnade zuteilwird. Ich hoffe auch, dass dieses Unheil eines Tages – bald – aufhören wird. Es tut mir leid für dich, dass du diesen Tag nicht miterleben konntest. Gott segne dich, Dr. Stevens ... Und möge deine Seele in Frieden ruhen.«

Dann senkt sie den Kopf, und Austin wartet, bis sie sich ausgeweint hat, ehe er die Schaufel nimmt und das Grab zuschüttet.

Am nächsten Morgen wacht Lilly früh auf. Ihre Gedanken schwirren in alle nur erdenklichen Richtungen.

Sie liegt noch im Bett – das Licht der Morgendämmerung erhellt bereits ihr Schlafzimmer. Austin neben ihr schläft noch. Seitdem sie ihm gesagt hat, dass sie sein Baby in sich trägt – es ist erst zwei Tage her –, schlafen sie zusammen, sind sie quasi unzertrennlich. Sie verstehen sich mühelos, und es scheint nichts Natürlicheres auf der Welt zu geben, als dass sie zusammengehören. Bisher haben sie

es noch niemandem mitgeteilt, aber Lilly kann es kaum erwarten, die Nachricht weiterzuerzählen – vielleicht den Sterns, vielleicht Bob, eventuell sogar dem Governor. Sie reitet auf einer Welle der Euphorie, und sie glaubt das erste Mal seit ihrer Ankunft in Woodbury, dass sie eine gewisse Chance hat, glücklich zu werden und diesen Wahnsinn zu überleben. Das hat sie zum großen Teil Austin zu verdanken – aber auch dem Governor.

Und genau darin liegt der Hund begraben. Seit achtundvierzig Stunden hat sie den Governor nicht mehr zu sehen gekriegt, und sie glaubt kein Wort von all den Gerüchten, dass er die Stadt verlassen hat, um nach den Flüchtlingen zu suchen. Wenn Woodbury der Gefahr eines Angriffs ausgesetzt ist – und Lilly befürchtet, dass diese Gefahr tatsächlich besteht –, dann müsste der Governor ihrer Meinung nach in Woodbury sein, um die Leute zu organisieren, nach dem Rechten zu sehen und Pläne zu schmieden. Wo zum Teufel steckt er also? Die wildesten Gerüchte ziehen ihre Kreise, aber Lilly hört gar nicht erst auf sie. Sie muss selbst herausfinden, was geschehen ist, muss den Governor mit eigenen Augen sehen.

Vorsichtig pellt sie sich aus den Decken und klettert aus dem Bett. Sie will Austin nicht aufwecken. Die letzten zwei Tage ist er so nett zu ihr gewesen, und das Geräusch seines langsamen, tiefen Atmens beruhigt sie ungemein, gibt ihr ein gutes Gefühl. Er hat sich den Schlaf verdient – insbesondere nach den jüngsten Ereignissen. Lilly aber ist so unruhig wie ein Raubtier in einem Käfig. Sie muss herausfinden, was dem Governor widerfahren ist. Zielstrebig geht sie durch das Schlafzimmer, als ihr plötzlich ganz schwindlig und schlecht wird.

Seit dem ersten Tag ihrer Schwangerschaft hat sie unter Morgenübelkeit gelitten, aber nicht nur frühmorgens. Dieses unangenehme, mulmige Gefühl im Magen steigt immer wieder in ihr auf – den ganzen Tag lang, jeden Tag. Manchmal ist ihr so schlecht, dass sie sich beinahe übergeben muss, während es ein andermal nicht ganz so schlimm ist, aber es reicht immer, dass sich ihr Magen krampfartig zusammenzieht. Bisher hat sie sich noch nicht erbrochen, wundert sich aber, ob es Abhilfe leisten würde. Aufstoßen hilft auf jeden Fall, drängt die Übelkeit wieder zurück. Vielleicht liegt es an der Situation, an der Angst, die jeden in Woodbury im Griff hat – die Angst vor der Zukunft, um die Sicherheit der Stadt infolge der Flucht der Fremden oder wegen der immer größer werdenden Anzahl der Zombies in der Gegend. Aber sie weiß auch ganz genau, dass es einfach ein fester Bestandteil der ersten Monate der Schwangerschaft ist. Wie so viele Frauen, bei denen der Hormonhaushalt verrückt spielt, ist sie sogar ein wenig froh über die Übelkeit – schließlich bedeutet es, dass alles in Ordnung zu sein scheint.

Sie kleidet sich, bemüht sich, so leise wie möglich zu sein, und macht Atemübungen, die sie irgendwann einmal im Fernsehen bei einem Klatschsender gesehen hat. Wieso zum Teufel sie sich jetzt an diese lang vergessene Sache erinnert, ist ihr schleierhaft. Durch die Nase einatmen, durch den Mund wieder ausatmen, langsam und tief und regelmäßig. Sie schlüpft in ihre Jeans, zieht sich die Stiefel an, schnappt sich dann ihre halb automatische Ruger mit einem vollen Magazin und steckt sie sich hinten in die Hose.

Als sie ihren Pullover mit Zopfmuster überzieht, erscheint aus irgendeinem Grund ein flüchtiges Bild ihres Vaters vor ihrem inneren Auge. Sie wirft einen Blick in den

zerbrochenen Spiegel, der auf einer Reihe Schachteln steht und gegen die Wand gelehnt ist. In ihm erkennt sie Bruchstücke ihres schmalen Gesichts, übersät mit Sommersprossen. Wenn Everett Caul den ersten Ansturm der Untoten überlebt hätte, der letztes Jahr Atlanta überfiel, würde er jetzt vor Aufregung platzen. Wenn die Zombies ihn nicht vor der Tür des Busses in Fetzen gerissen hätten, würde er Lilly jetzt von vorne bis hinten verwöhnen, solchen Unsinn sagen wie: »Ein kleines Ding in deinem Zustand sollte nicht mit Waffen hantieren, Schätzchen.« Everett Caul hatte sein Bestes getan, Lilly nach dem Tod seiner Frau alleine aufzuziehen. Der Brustkrebs hatte sie dahingerafft, als Lilly elf Jahre alt war. Ihr Vater war gutmütig, immer stolz auf seine Tochter, und die Vorstellung, dass Everett Caul nun Großvater werden könnte – er würde Lillys Kind bis zum Anschlag verwöhnen, ihm beibringen, wie man eine Angelrute bastelt oder Seife aus Talg macht –, lässt Lilly vor dem zerbrochenen Spiegel mitten im dämmrigen Licht des Morgens erstarren.

Sie senkt den Kopf und fängt leise an zu weinen. Der Verlust ihres Vaters sucht sie jetzt gerade so richtig heim, lässt ihre Lungen vor Emotionen zusammenzucken. Sie gibt merkwürdige Zischlaute von sich, die durch das stille Zimmer hallen. Die Tränen kullern ihr die Wangen hinab und tropfen auf ihren Pullover. Sie weiß gar nicht mehr, wann sie das letzte Mal so geweint hat – selbst dann nicht, als Josh das Zeitliche segnen musste –, und sie ringt nach Luft, drückt den Nasenrücken mit den Fingern zusammen. Ihr Schädel pocht. Vielleicht ist es einfach ihr »Zustand«, aber sie verspürt eine Traurigkeit in sich, die gleich Wogen in rauer See immer stärker anschwillt.

»Jetzt ist es aber gut«, schilt sie sich flüsternd und schluckt tapfer ihren Schmerz und die Trauer hinunter.

Sie holt die Waffe aus dem Hosenbund, zieht den Schlitten zurück, checkt die Sicherheitsvorrichtung und steckt sie wieder ein.

Dann verlässt sie das Haus.

Es sind keine Wolken am Himmel, und es herrscht herrlichstes Wetter. Lilly geht die Hauptstraße hinunter, die Hände in die Taschen gesteckt, und saugt die Stimmung der wenigen Einwohner Woodburys in sich auf, die um diese Tageszeit schon unterwegs sind. Sie trifft auf Gus, der eine ganze Reihe Benzinkanister schleppt und etwas unbeholfen die Stufen zur Laderampe des Lagers an der Pecan Street emporklettert. Kurz darauf laufen ihr die beiden Sizemore-Töchter über den Weg, die Himmel und Hölle auf dem Bürgersteig einer Gasse spielen. Ihre Mutter Elizabeth, ein Gewehr in den Händen, beobachtet sie aufmerksam. Die Atmosphäre auf den Straßen Woodburys ist merkwürdig gelassen und zuversichtlich – anscheinend hat sich die Gerüchteküche etwas beruhigt –, obwohl Lilly einen seltsamen Unterton der Angst in den Leuten bemerkt. Sie sieht sie in den Augen, den verstohlenen Blicken und der Geschwindigkeit, mit denen die Menschen die Straßen überqueren und ihre Lebensmittel nach Hause bringen. Es erinnert sie an alte Western, die sonntagnachmittags im TV liefen. Unweigerlich würde irgendein alter, grauhaariger Cowboy mit zerfurchtem Gesicht sagen: »Es ist ruhig ... zu ruhig.« Mit einem Zucken der Schultern schüttelt Lilly dieses Gefühl von sich ab und biegt nach Süden in die Durand Street ab.

Sie will zur Wohnung des Governors – gestern hat sie es zwar auch schon versucht, ist aber nicht an Earl, dem tätowierten Biker, vorbeigekommen, der vor dem Eingang Wache steht. Und wenn sie dort wieder nichts in Erfahrung bringen kann, kommt die Krankenstation dran. Es wird gemunkelt, dass der Governor verletzt wurde, als er die Fremden davon abzuhalten versuchte, zu fliehen. Aber mittlerweile weiß Lilly gar nicht mehr, wem sie noch glauben oder vertrauen kann. Nur über eines ist sie sich im Klaren: Wenn die Stadt noch viel länger vor sich hin brodeln, ohne Führung, ohne Informationen bleibt, wird sie von Stunde zu Stunde verwundbarer.

In der Ferne taucht das Gebäude des Governors auf – Lilly kann auch die Wache sehen, die vor dem Eingang steht –, und sie beginnt die Worte, die sie sich überlegt hat, erneut im Kopf zu formen. Plötzlich erscheint ein Mann um die Ecke, will offensichtlich die Straße überqueren. Er schleppt zwei riesige Kanister mit gefiltertem Wasser und bewegt sich mit der Hast eines Feuerwehrmanns, der zum Einsatz muss. Er ist etwas untersetzt, hat breite Schultern und wirkt wie ein Bulle. Sein zerschlissener schwarzer Rollkragenpullover ist unter den Achseln ganz feucht, seine Armeehose in die genagelten Stiefel gesteckt. Sein großer Kopf mit Bürstenhaarschnitt beugt sich vor Anstrengung nach vorne, wie der Bug eines Schiffes, das kurz vor dem Sturz in ein Wellental steht, während er die Kanister Richtung Stadtzentrum zerrt – Richtung Rennbahn.

»GABE!«

Lilly versucht ihre Stimme so belanglos wie möglich zu halten, will nicht, dass man irgendwelche Untertöne darin

entdecken könnte, aber etwas Hysterie schwingt trotz ihrer größten Bemühungen doch mit. Sie hat Gabe seit achtundvierzig Stunden nicht mehr gesehen, seitdem die Fremden unter solch geheimnisvollen Umständen geflohen sind. Sie glaubt, dass Gabe genau weiß, was hier vor sich geht, schließlich ist der Kraftprotz einer der engsten Vertrauten und quasi der Leutnant des Governors – ein Kampfhund, der sich völlig unterworfen, sich ganz in den Dienst seines Herrchens gestellt hat: dem Woodbury-Tyrann mit der stählernen Faust.

»Hä?« Gabe blickt zugleich aufgeschreckt, aber auch genervt auf. Er kann zwar Schritte hören, weiß aber nicht, wer ihn gerufen hat. Er dreht sich um, und die schweren Wasserkanister scheppern auf der Straße. »Ww-wa ...?«

»Gabe, was geht hier vor sich?«, fragt Lilly ganz außer Atem, als sie näher kommt. Sie schluckt die Angst hinunter und versucht, ihren Puls unter Kontrolle zu kriegen. Dann fährt sie etwas leiser fort: »Wo zum Teufel ist der Governor?«

»Ich kann jetzt nicht reden«, antwortet Gabe und drängt sich an ihr vorbei.

»Warte, Gabe! So warte doch eine Sekunde!« Sie rennt ihm hinterher und hält sich an einem seiner muskelbepackten Arme fest. »Du musst mir nur verraten, was los ist!«

Gabe hält inne, wirft einen Blick über die Schulter, um zu sehen, ob jemand in der Nähe ist und sie hören könnte, aber die Straße ist menschenleer. Dann haucht er bedrohlich: »Nichts ist los, Lilly. Pass nur auf, dass du dich um deinen eigenen Dreck kümmerst und nicht die Nase in anderer Leute Angelegenheiten steckst.«

»Gabe, was soll denn das?« Sie blickt sich ebenfalls um,

richtet sich dann aber wieder an Gabe. »Ich will doch nur wissen ... Ist er hier? Ist er in Woodbury?«

Gabe setzt die Kanister mit einem Grunzen wieder ab, fährt sich mit den Fingern durch sein kurzes, blondes Haar. Seine Stirn ist schweißnass vor Anstrengung, und Lilly fällt es wie Schuppen von den Augen: Dieser Kleiderschrank von einem Mann ist beunruhigt! Das ist ihr vorher gar nicht aufgefallen, selbst seine Hände zittern. Er spuckt auf den Bürgersteig. »Okay ... Pass auf. Das kannst du ruhig weitersagen ... Sag ihnen ...« Er zögert, schluckt hart, blickt zu Boden und schüttelt dann den Kopf. »Ich weiß auch nicht ... Sag ihnen, dass alles in Ordnung ist. Dem Governor geht es blendend. Sie sollen sich keine Sorgen machen.«

»Wenn alles wunderbar ist, wo zum Teufel treibt sich dann der Governor rum, Gabe?«

Er schaut ihr in die Augen. »Er ist ... hier. Muss sich ... Muss sich um verschiedene Dinge kümmern.«

»Und was sind das für Dinge?«

»Verdammt noch mal – ich hab dir doch gesagt, dass du dich um deinen eigenen Dreck kümmern sollst!« Gabe fängt sich wieder. Er holt tief Luft und beruhigt sich. »Ich muss los. Der Governor braucht das Wasser.«

»Gabe, so hör mir doch zu.« Lilly tritt auf ihn zu, ist nur noch wenige Zentimeter von seinem Gesicht entfernt. »Wenn du weißt, was hier los ist, dann sag es mir ... Denn diese Stadt ist kurz vor dem Auseinanderfallen. Die Leute müssen informiert werden. Im Augenblick erfinden sie einfach Sachen, und die Wachen, die eigentlich auf dem Verteidigungswall patrouillieren sollten, bleiben einfach zu Hause.« Irgendetwas in Lilly verhärtet sich auf einmal,

wie Wasser, das zu Eis wird. All ihre Ängste und Sorgen verschwinden und hinterlassen einen kalten, berechnenden, wachen Verstand. Sie fixiert seine unruhigen grauen Augen mit den ihren. »Sieh mich an.«

»Hä?«

»Du sollst mich ansehen, Gabe.«

Er tut, wie ihm geheißen, kneift die Augen vor Wut zusammen. »Was verfickt noch mal ist dein Problem, Lady? Woher nimmst du dir das Recht, so mit mir zu sprechen?«

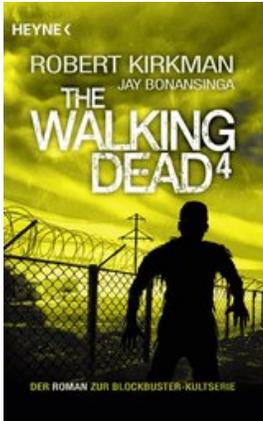
»Diese Stadt liegt mir am Herzen, Gabe.« Sie weicht keinen Zentimeter von diesem schnaufenden Bullen von einem Mann zurück. Ihre Nasenspitzen berühren sich beinahe. »Und jetzt hör mir mal gut zu. Ich will, dass diese Stadt funktioniert. Hast du verstanden? Und jetzt sagst du mir genau, was los ist. Wenn sowieso alles gut ist, musst du ja auch nichts vor mir verbergen, richtig?«

»Zum Teufel mit dir, Lilly ...«

»Rede mit mir, Gabe.« Ihr Blick bohrt sich in seine Augen. »Wenn es ein Problem gibt, braucht ihr mich an eurer Seite. Ich kann euch helfen. Frag einfach den Governor. Ich bin auf seiner Seite. Ich brauche ihn auf dem Verteidigungswall. Wir brauchen ihn, damit er die Leute auf Trab hält.«

Endlich gibt der Mann im Rollkragenpullover nach. Er senkt den Kopf, schaut zu Boden. Seine Stimme klingt kläglich, er ist auf einmal ganz kleinlaut – wie ein Junge, der zugeben muss, dass er etwas angestellt hat. »Wenn ich dir zeige, was los ist ... Du musst mir versprechen, dass du es niemandem weitererzählst.«

Lilly starrt ihn an und fragt sich, wie schlimm es wohl ist.



Robert Kirkman, Jay Bonansinga

The Walking Dead 4

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-31614-0

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Die Romanserie zum Mega-TV-Event geht weiter

Die Toten sind auferstanden und jagen die Lebenden, nichts und niemand ist vor ihnen sicher, und auf der ganzen Welt regiert das Chaos. Außer in dem kleinen Südstaatenstädtchen Woodbury: Dort regiert der Governor mit eiserner Hand über die wenigen Menschen, die die Apokalypse überlebt haben. Dafür bietet er ihnen Schutz vor den hungrigen Toten. Doch als die Menschen von Woodbury feststellen, dass das wahre Monster innerhalb der Stadtmauern wütet, kommt es zu einem blutigen Kampf – gegen die Lebenden und die Toten ...